

# Am Ziele.

Skizze von Karl Reuter Keger.

„Stach up Boys!“ Mit diesen Worten erschien der erste Maschinist in der Thür zwischen der Maschinenkammer und dem Heizerraum. In letzterem waren drei Männer beschäftigt, große, mustelose Gestalten. Ihre ganze Kleidung bestand aus dünnen Beinkleidern und einem runden Käppchen auf dem kurzgeschorenen Kopfe. Die bärtigen Gesichter, von der Gluth des Feuers geröthet, waren mit Schweiß bedeckt. Auf Rücken und Brust der nackten Oberkörper zeichneten herabrollende Schweißtropfen graue Furchen in den dunkeln Kohlenstaub.

Sie machten bei den Worten des Maschinisten, der gleich wieder verschwand, erstaunte Gesichter. Kurz zuvor hatte es noch geheißen: „Hurry up Boys, more Steam!“

In diesem Augenblicke wurde in einer dunklen vieredigen Oeffnung am andern Ende des Kesselraumes ein junger Mann sichtbar, welcher mühsam einen Korb mit Steinkohlen herbeischleppte. Er war gekleidet wie die Heizer, und ungefähr zwanzig Jahre alt. Die äußerst schwere Arbeit in dem heißen, dumpfen Raum hatte sein Gesicht gebleicht und geschwächt, und seinen Rücken getrümt.

„Loh' nur langsam gehen, Theodor,“ sprach einer der Heizer gutmüthigen Tones zu ihm, „wir werden wohl bald an's Land kommen; besser, Du steigst mal hinauf und schnauft etwas frische Luft, für die nächste halbe Stunde sind Kohlen genug vorrätig!“

Der junge Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Mit einem dankbaren Blick seiner großen, mühen Augen nach dem Heizer ergrieff er zwei Sackladen, damit er an den heißen Spodden der steil aufwärts steigenden eisernen Leiter seine Hände nicht verbrenne, und stieg empor. Der aufwärts schlängelnde heiße Dunst kenahm ihm fast den Athem. Am Ded angelangt, lehnte er sich an die Brüstung und schürfte mit tiefen Zügen die kühle, reine Luft ein.

Ein gelber Schimmer vom Osten drängte die auf dem Meere ruhenden grauen Schatten der Nacht immer weiter zurück. Das regelmäßige Arbeiten der Maschine durchzuckte wie dumpfe Pulsschläge den Dampfer, vor dessen eisernen Bug die Bogen zisend und brausend zurückwichen, und eine weiße Schaumstraße auf den grünen Fluthen bildeten.

Theodor blickte mit großen, glänzenden Augen nach Nordwesten, wo ein schmaler blauschwarzer Streifen aus der Dämmerung tauchte. Das mühte es sein, das Ziel seiner Sehnsucht, das Land seiner Hoffnung und Träume: Amerika. Wie hatte er verlangt nach diesem Anblick, nach dieser Stunde. Vor ihm lag die neue Welt, lag ein neues Leben, und wie die alte Welt ihm längst in Nebel und Ferne verschwunden war, so dünkte ihm, lag auch für immer seine freudlose Kindheit und Jugend hinter ihm, im Meere der Vergangenheit begraben. War doch sein Leben, so lange er denken konnte, ein ununterbrochener Kampf um's Dasein, um's tägliche Brod gewesen. Seine Eltern hatte er nicht gekannt. Arme Tagelöhnerleute hatten sich seiner angenommen, aus christlicher Nächstenliebe und Barmherzigkeit, wie ihm immer wieder versichert wurde mit dem Bedenken, daß er gar nicht zu viel und schwer arbeiten könne, dies zu vergelten. Als er neunzehn Jahre alt geworden, war ihm das Erkenntniß aufgeblüht, daß jener Alt christlicher Nächstenliebe durch zwölf Jahre Frohndienst genugsam vergolten sei. Er wollte nun endlich für sich Geld verdienen, und ging davon. Kaum hatte er wieder Arbeit gefunden, als ihm eine Vorladung zur Militär-Aushebung zugeföhrt wurde. Dies rüttelte ihn auf, und er begann über seine Zukunft nachzudenken. Soldat zu werden verspürte er nicht die geringste Lust. Da kam ihm der Gedanke, auszuwandern. Rasch entschlossen reiste er nach Hamburg, mit der Absicht, sich auf einem Postdampfer hinüber zu arbeiten. Bald aber sah er ein, daß dies nicht möglich war und er mußte froh sein, auf einem Handelsdampfer, welcher zwischen Westindien, New Orleans und Hamburg verkehrte, eine Stelle als Kohlen-schauer zu finden. Raum aber war die heimische Küste seinen Augen verschwunden, hätte er Alles darum gegeben, wieder zurückkehren zu dürfen. Ein tiefes Heimweh, ein ungewohntes schwere Arbeit, von der Behandlung gar nicht zu reden, hatten ihn bald fast zur Verzweiflung gebracht. Er mochte an jene Tage nicht zurückdenken, es war ja jetzt glücklich überstanden, er nahte sich seinem Ziele.

Die ersten Strahlen der Morgensonne vergoldeten die Kämme der sanften Wellen, so daß das Meer wie mit funkelnden, zitternden Wölbtchen übersät erschien. Immer deutlicher trat das Land hervor. Die dunkelblaue Farbe verwandelte sich in grüne. Der rothe Leuchtturm an der Mündung des Mississippi zeichnete sich klar gegen den Horizont ab.

Der junge Mann erinnerte sich plötzlich seiner Arbeit. Noch einen langen Blick warf er über das schimmernde Meer nach dem fernen Lande dann begab er sich wieder hinunter.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Theodor wieder an Deck kam. Der Dampfer glitt langsam die gelben Fluthen des Mississippi aufwärts. Seine Collegen begaben sich bald zur Ruhe, er aber nicht. Mit gespanntem Blicken betrachtete er die vorüberziehende Landschaft, welche hier dem Auge nur wenig Abwechslung bot. Niedrige Weidensträucher säumten die seichten Ufer. So weit das Auge reichte, dehnten sich mit hohem Schill bewachsene Flächen, von braunen Wassersümpfen wie mit blinkenden Wolken durchstreut, aus. Hier und da stand ein niedriges Bretterhaus, welches wohl einem Fischer oder Trapper zum Aufenhalte dienen mochte. Je weiter der Dampfer aber kam, desto wechselvoller und reicher wurden die Bilder. Unter hohen Bäumen mit lang herabhängenden grauen Moosen, welches Theodor für nach einer Ueberschwemmung an den Zweigen hängen gebliebenes Unkraut hielt, standen nahe am Ufer vereinzelte Blödhäuser. Krausköpfige Negerkinder spielten vor der Thür; bunte Kinderherden grasen in der Nähe. Die Wasserflächen veränderten, das Schill wich den Reissfeldern, und diese wieder den Zuderrohrpflanzungen. Im Hintergrunde erschienen dümmere Wälder, gegen welche die weißen Häuser der Plantagenbesitzer und der Kammine der Zuderer sich scharf abhoben. Dunkle Orangenhaine grühten mit ihren goldfarbigen Früchten das Auge.

Erst als die Sonne den Zenith überschritten hatte, begab sich Theodor zur Ruhe, und spürte erst jetzt seine große Müdigkeit. Bald umfing ihn ein tiefer Schlaf. Groß war seine Ueber-raschung beim Erwachen; er glaubte erst einige Minuten geschlafen zu haben, während ihm die Abendröthe zeigte, daß es mehrere Stunden gewesen seien.

Am rechten Ufer erhoben sich schöne Landhäuser, von blühenden Gärten umgeben. Hohe Magnoliabäume mit großen, lilienweißen Blüten bildeten schattige dufende Alleen. In der Ferne tauchte mit seinen grauen Thürmen und hauerreichen New Orleans empor. Die Fenster blickten goldig im Abendsonnenschein. Der Vater der Ströme entsfaltete sein immer regeres Leben. Mächtige Flußdampfer von hohem, eleganten Bau, mit langen schlanken Kaminen brausten vorüber; Fern-Boote, Schleppdampfer, Barken und Schooner durchkreuzten nach allen Richtungen die fahlen Fluthen.

„Hurry up,“ Theodor, wir müssen noch einmal hinunter!“ Mit diesen Worten wurde der junge Mann plötzlich aus seinen Träumen gerissen.

Noch einmal hinunter in die Hitze, aber es war das letzte Mal. Dieser Gedanke tröstete ihn. Anfangs war die Arbeit nicht so schwer, bis der Dampfer die Anker geworfen hatte. Dann mußten die Feuer gelöscht werden. Mit großen, eisernen Haken wurden die glühenden Kohlen unter den Kesseln hervorgeholt. Eine erkundende Hitze füllte den engen Raum. Als nun auch noch Wasser auf die Gluth geschüttet wurde, und aus dem zisenden und knatternden Haufen weiße Dämpfe versengend um Gesicht und Hände schlugen, konnte Theodor es doch nicht mehr aushalten, er sprang in die Maschinenkammer. Von oben fiel der matte Schein einer Laterne und erhellte die blinkenden Räder und Kolben. Niemand hatte ihn bemerkt, keiner folgte ihm. Mit raschem Entschluß stieg er leise die Treppe hinauf.

Auf dem Verdeck herrschte ein ledhaftes Durcheinander. Auch die Dunkelheit begünstigte sein Vorhaben. Er wollte desertiren. In seiner Kabine vervollständigte er seine Kleidung durch Hemd, Blouse und Hut; sie ganz zu wechseln getraute er sich nicht. Seinen Koffer sammt Inbalt, er war nur sehr gering, mußte er zurücklassen.

Am Bug führte eine Strickleiter hinauf zum Pier. Klopffenden Herzens betrat er dieselbe. Jeden Augenblick glaubte er das Wort: „Halt!“ über sich zu vernehmen. Aber nein, seine Angst war grundlos, unbemerkt erreichte er den Boden. Mit hastigen Schritten eilte er quer über die Levee und befand sich bald unter der Menge in Sicherheit.

„Frei! frei!“ jubelte es in seinem Innern. Alle Müdigkeit war von ihm gewichen, und mit elastischen Schritten

eilte er weiter. Wohin, wußte er nicht. Er besah nicht einen Cent, aber das machte ihm keine Sorge. Ein Plätzchen, wo er sich zur Ruhe hingelenken konnte, fand er schon. Bald erreichte er eine breite, mit hohen Bäumen eingefasste Querstraße, welcher er in nördlicher Richtung folgte.

Die Nachtluft war geschwängert mit dem lauen Hauche des Südens und mit dem süßen Dufte der Rosen und Magnolien. Funtelnde Leuchtkäfer umkreisten die dunkeln Baumwipfel. Alles dies, verbunden mit dem fremdartigen, fast betäubenden Schwirren und Zirpen der Lokust's und Grillen, übte auf das empfindliche Gemüth des jungen Mannes eine tiefe Wirkung aus. Es war ihm, als sei er in eines jener Märchenländer versetzt worden, wie sie die Dichter mit glühenden Farben schildern. Daß er heimathlos, mittellos, ohne Kenntniß der Sprache sich in einem fremden Lande befand, hatte er ganz vergeffen. Staunend und träumend wandelte er dahin.

Der Vollmond erschien über den dunkeln Häusermassen, und entthüllte neue Reize. Die Straße wurde stiller, die Häuser größer und vornehmer. Sie standen nicht mehr Wand an Wand, sondern ein jedes war von einem blühenden Garten umgeben. Im Mondlichte glitzerten murrende Springbrunnen, leise flüsternde die hohen Palmen, die duftenden Magnolien und Olivenbäume. Auf den blüthenumrandeten Verandas ruhten auf Ringmatten und Schattelsühlen plaudernde Gestalten.

Endlich erreichte er das Ende der Straße, und wie es schien auch das der Stadt. Schmale Wege führten zwischen Gärten, worin die mächtigen Blättergruppen der Bananas mit Orangen und Pfirsichbäumen abwechselten. Im Hintergrunde schimmerte eine weiße Villa. Durch das thausfeuchte Gras eines schmalen Raines an einer Höhe entlang schreitend, erreichte er eine hohe breitkronige Platane. Hier beschloß er sein Nachtquartier aufzuschlagen, und legte sich ohne weiteres nieder. Als Kopfstein diente ihm eine wie eine dicke Ader aus dem Boden ragende Wurzel.

Noch keine Minute hatte er geruht, als er im Gesichte und an den Händen ein schmerzhaftes Jucken verspürte. Als er sich aufrichtete, schwirrte ein leises, feines Summen um seine Ohren. „Sind hier aber die Mücken frech,“ brummte er, zog sich den Hut über's Gesicht, breitete sein Taschentuch darüber, und verbarg seine Hände unter die Blouse. Eben wollte er einschlafen, als plötzlich ganz in seiner Nähe eine Kuh brüllte. Verwundert richtete er sich auf. Das helle Mondlicht zeigte deutlich jeden Gegenstand ringsum, aber von einem Thiere, dessen Stimme er vernommen hatte, war nichts zu sehen. „Sonderbar,“ murmelte er, „sollte ich so lebhaft geträumt haben? Aber nein —

„Muh! — Muh!“ — ertönte es, kaum einige Schritte von ihm entfernt. Nun fing die Sache aber an, ihm unheimlich zu werden. Er war doch nicht mit Blindheit geschlagen? Rasch sprang er auf, die Umgegen zu durchsuchen. Schon nach wenigen Schritten ertönte zu seinen Füßen ein lautes Plumpsen, und vor ihm im hohen Gras schimmerte ein schmaler Wasserstreifen. Jetzt war ihm das Räthsel gelöst, ein Frosch war es gewesen, ein Bull Frog, wie er hierzulande genannt wird. Ueber sich selbst lächelnd streckte er sich zum zweitemale nieder. Von großer Müdigkeit überwältigt, fand er bald, trotz der blutdürstigen Mosquitos und all der fremdartigen Laute, in einen tiefen, traumlosen Schlummer.

Am neun Uhr des folgenden Morgens wandelte Theodor am Ufer des Mississippi entlang. Zu seiner Rechten zogen sich die von Gärten und Baumgruppen umgebenen Häuser von Carrollton, einer Vorstadt von New Orleans hin. Heute hatte er keine Augen für die Schönheit der Pflanzwelt, wie sie hier unter der warmen Sonne des Südens so üppig gedeiht. In Qualen der Hunger, und seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Problem, wie er es anfangen sollte, ihn zu stillen. Schon dreimal hatte er angefragt, wo er etwas zu essen haben könnte. Die Betreffenden hatten ihn entweder verwundert angeschaut, oder ihm Worte zugerufen die er nicht verstand.

Ein schrilles Klirren drang an sein Ohr. Er nahte sich einer Sägemühle, die unten an den Fluß gebaut war. Hohe Bretterhaufen bedeckten eine ganze Strecke weit das Ufer. Ein rothhäutiger Mann war mit dem Aufschichten der Bretter beschäftigt. Zu diesem trat Theodor, und fragte schüchtern: „Sprechen Sie Deutsch?“

Jener nickte. „Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ein deutsches Haus finde, d'rin ich etwas zu essen kriegen könnte?“

„Well — wart' mal — hee. Gehst noch fünf Bloc hinunter, zwei Bloc nach rechts, und dort findest Du am nordöstlichen Corner ein deutsches Restaurant.“

„Danke schön,“ erwiderte Theodor, und ging weiter, innerlich seine falsche Scham verwünschend, die ihn abgehalten hatte, sich zu erkundigen, was denn eigentlich ein Bloc und ein Corner sei; er wußte es ja nicht, und war noch gerade so klug wie zuvor. Planlos irrte er weiter, und erreichte endlich die letzten Häuser der Stadt. Da fiel sein Blick auf ein Schild mit dem Bildniß eines Pferdes und der Umschrift: „L. Müller, Livery Stable.“

„Das ist gewiß ein Deutscher,“ dachte er, und stewart auf den Platz los. Durch das offene Thor in einem hohen Bretterzaun neben dem Hause gelangte er in einen geräumigen Hof. Derselbe war im Hintergrunde von Stallungen und Remisen abgeschlossen. Ein Bursche, ungefähr in seinem Alter, war mit Schwamm und Leder beschäftigt, eine Kutsche zu reinigen. An diesen wandte er sich mit der Frage, ob er bei Herrn Müller vielleicht Arbeit finden könne.

Der Bursche gab sich eine wichtige Miene, und meinte: „Na, warum nicht? Wenn er Jemand nöthig hat, gewiß. Wo hast Du zuletzt geschafft?“ Theodor erzählte ihm, daß er gerade vom Schiffe käme.

„Also noch ein ganz frisches Grünhorn,“ sprach jener mit überlegenem Lächeln, „ich bin schon drei Jahre hier. Eins will ich Dir sagen, wenn Du beim Alten um Arbeit anhältst, und er stellt Dir Fragen was Du leisten kannst, muß Du zu Allem Ja sagen, auch wenn Du keine blasse Ahnung von der Sache hast; das ist hier Mode in Amerika, sonst kommt man nicht vorwärts. Paß auf, da kömmt er!“

Die letzten Worte sprach er hastig und halbblau, und war im selben Momente anscheinend so eifrig in seiner Arbeit vertieft, daß er nichts von dem hörte und sah, was um ihn vorging.

Ein Mann mit grauem Bart, ohne Rod, die Kermel des schneeweißen Gembes aufgetempelt, eine Flasche „Horje Liniment“ in der Hand, kam herangeschritten.

Mit einer tiefen Verbeugung zog Theodor seinen Hut, und brachte seine Bitte vor.

Der Mann blickte ihn scharf an, und fragte: „Kannst Du zuhorses tenden?“ Eingebend des erhaltenen Rathes antwortete Theodor: „Ja!“

„Buggies waschen?“

„Ja!“

„Heu machen und ein Doppel-Team treiben?“

„Ja!“

„Versteht Du Gartenarbeit und Bäume zu trimmen?“

„Ja!“

„Auch Hausarbeit und Carpets reinigen?“

„Ja!“

„Kannst Du des Nachts zwei bis dreimal aufstehen, um die von einer späten Ride heimkehrenden Pferde trocken zu reiben?“

„Ja!“

„Well, dann will ich's mal mit Dir versuchen; bin ich mit Dir zufrieden, erhältst Du zehn Dollars monatlich und Board. — Hier Fred, führe ihn in die Küche, und sage Mrs. Müller, sie möge ihm etwas Lunch geben. Nachher tann er Dir anspannen helfen, und mit Dir den River hinunterfahren zum Heu machen.“

Als Theodor in der Küche am Tische saß, kalten Braten, Brod und Butter und eine Flasche Bier vor sich hatte, dünkte er sich ein glücklicher Mensch. Freilich, als sein Hunger gestillt war, fing ihn einigermassen der Gedanke an zu beunruhigen, ob er wohl im Stande sei, alles Das zu leisten, was leisten zu können er behauptet, und von dem er nicht die Hälfte verstand hatte.

Das wird sich schon finden, tröstete er sich. Immerhin war er am Ziele, im Lande der Freiheit, wo auch dem Kermis die Pforte zu Glanz und Reichthum offen steht. Werden sich seine Träume verwirklichen? Wird er auch die anderen Ziele erreichen? Wer weiß, vielleicht — und wenn nicht, steht doch sie ihm treulich zur Seite bis zum letzten Ziele, das uns Allen am Ende unserer Laufbahn winkt; sie, ohne die selbst der Millionär arm ist: die tröstende, belebende, ermutigende schöne Betrügerin „Hoffnung“.

Doppelsinnige Replik.

... Frau Affessor, Sie haben so schöne, gepflegte Hände — was thun Sie dafür?“

„Ich ... Ich thue nichts!“

Die Hauptsache.

„Hast Du gesehen, Männchen, wie gut es gestern dem Herrn Rath geschmedt hat — von Allem hat er genommen!“

„Nur von unser'n Mädeln keine!“

Die Gräfin ist durchgegangen.

Im Präsidialgebäude in der Wohnung des Unterpräsidenten herrschte tiefes Schweigen. Fräulein Magarethe wiegte sich langsam in einem Schaukelstuhl hin und her und schien in irgend einen französischen Roman sehr vertieft.

Die Mama plagte sich mühsam mit einer Handarbeit und warf von Zeit zu Zeit einen neidischen Blick auf das Buch in der Tochter Hand. Denn sie lasen jetzt Beide diesen Roman. Zuerst die Mama hundert Seiten, dann Gretchen; doch die Mama merkt, daß das Tisch-tischen liest und schon weiter ist, als sie. Sie kam geflern nur bis zur spannendsten Stelle, Gretchen ist schon um einige Seiten weiter.

Die Mama sieht sie mehrmals wüthend von der Seite an, — dann kam sie ihre Neugierde nicht mehr Schweigen gebieten: „Sag mal, Gretchen, was geschieht mit der Gräfin?“

„Die Gräfin ist durchgegangen!“

„Nicht möglich!“

„Doch es ist so.“

„Mit dem Baron, nicht wahr?“

„Natürlich, mit dem Baron.“

„Entsetzlich! Ich wußte wohl, daß sie eine leichtsinnige Frau war; doch das hatte ich mir nicht von ihr vorgestellt. — Nun und der Mann?“

„Der weiß noch Nichts davon; er denkt, die Gräfin ist in's Bad gereist.“

„Na, was wird daraus werden!“

Hinter der offenen Thüre des Nachbarzimmers fiel plötzlich klirrend eine Base herunter; Marie, das Stubenmädchen, setzte die Scherben schnell zusammen und stellte die Base wieder an ihren Platz. Dann eilte sie ganz außer sich in die Küche hinaus und machte dem Geplauder der Köchin mit dem Bedienten ein Ende, indem sie Beide mit ihrem Staubtuch berührte: „Pst, eine schreckliche Neuigkeit!“

„Was denn?“

„Die Gräfin ist durchgegangen!“

„Jesus Maria!“ rief die Köchin. „Woher wissen Sie das?“

„Die Gnädigen erzählten sich's drinnen, natürlich leise. Der Herr Graf weiß es sogar noch nicht!“

„Nun, wie soll er's wissen, wenn der Diener, der Stephan, es sogar noch nicht weiß. Diesen Augenblick habe ich ihn gesprochen, er ging gerade an der Küche vorüber; ich fragte ihn noch, wohin die Gräfin gefahren wäre; er sagte, gestern Abend wäre sie in's Bad gereist.“

„Jawohl und der Graf glaubt das auch. Trotzdem ist das ein Schwindel! Die Gräfin ist nicht in's Bad gefahren, sondern mit dem Baron Hagerburg durchgegangen.“

„Immer dachte ich, daß das 'mal solch' Ende nehmen wird,“ meinte die Köchin.

„In einem fort hörte man in der Wohnung des Oberpräsidenten das Säbelgerassel der vielen Offiziere, aber welcher war denn der Baron Hagerburg?“

„Der hohe, rothe Blatternarbig,“ erklärte der Diener.

„Komischer Geschmack!“

„Ja, meine Liebe der Geschmack der Herrschaft ist anders als der von Unfernein.“

„Gehen Sie, Johann, und sehen Sie sich in der Küche des Oberpräsidenten um. Wenn Sie Etwas erfahren haben, so kommen Sie und erzählen es uns.“

Nach dem Mittag traf Johann den Stephan im Vorzimmer.

„Na, schön sind wir dran, Kamerad!“

„Wieso sind wir schön dran?“

„Die gnädige Frau Gräfin ist doch durchgegangen.“

„Aber faheln Sie nicht! Sie ist in's Bad gereist.“

„Gesoppt hat sie ihren Mann, wie auch Euch. Sie sagte: Ich reise in's Bad; doch auf der Station erwartete sie der häßliche Rothe, der Baron Hagerburg, dann reisten sie zu Zweien in die weite Welt.“

„Woher weißt Du's? Hast Du's gesehen?“

„So ungefähr, als ob ich's gesehen hätte. Es ist sicher so.“

„Teufel! Das muß ich der Kammerjungfer erzählen, die wird wissen, was wir thun sollen. Der Graf ist nicht zu Hause, er ist in Wien.“

Nach Verlauf einer Minute wußte die Kammerjungfer der Gräfin, nach zwei Minuten die ganze Dienerschaft, daß Ihre Gnaden, die Frau Gräfin, durchgegangen ist.

Die Gräfin ist durchgegangen.

Von Anton Kozma.

Im Präsidialgebäude in der Wohnung des Unterpräsidenten herrschte tiefes Schweigen. Fräulein Magarethe wiegte sich langsam in einem Schaukelstuhl hin und her und schien in irgend einen französischen Roman sehr vertieft.

Die Mama plagte sich mühsam mit einer Handarbeit und warf von Zeit zu Zeit einen neidischen Blick auf das Buch in der Tochter Hand. Denn sie lasen jetzt Beide diesen Roman. Zuerst die Mama hundert Seiten, dann Gretchen; doch die Mama merkt, daß das Tisch-tischen liest und schon weiter ist, als sie. Sie kam geflern nur bis zur spannendsten Stelle, Gretchen ist schon um einige Seiten weiter.

Die Mama sieht sie mehrmals wüthend von der Seite an, — dann kam sie ihre Neugierde nicht mehr Schweigen gebieten: „Sag mal, Gretchen, was geschieht mit der Gräfin?“

„Die Gräfin ist durchgegangen!“

„Nicht möglich!“

„Doch es ist so.“

„Mit dem Baron, nicht wahr?“

„Natürlich, mit dem Baron.“

„Entsetzlich! Ich wußte wohl, daß sie eine leichtsinnige Frau war; doch das hatte ich mir nicht von ihr vorgestellt. — Nun und der Mann?“

„Der weiß noch Nichts davon; er denkt, die Gräfin ist in's Bad gereist.“

„Na, was wird daraus werden!“

Hinter der offenen Thüre des Nachbarzimmers fiel plötzlich klirrend eine Base herunter; Marie, das Stubenmädchen, setzte die Scherben schnell zusammen und stellte die Base wieder an ihren Platz. Dann eilte sie ganz außer sich in die Küche hinaus und machte dem Geplauder der Köchin mit dem Bedienten ein Ende, indem sie Beide mit ihrem Staubtuch berührte: „Pst, eine schreckliche Neuigkeit!“

„Was denn?“

„Die Gräfin ist durchgegangen!“

„Jesus Maria!“ rief die Köchin. „Woher wissen Sie das?“

„Die Gnädigen erzählten sich's drinnen, natürlich leise. Der Herr Graf weiß es sogar noch nicht!“

„Nun, wie soll er's wissen, wenn der Diener, der Stephan, es sogar noch nicht weiß. Diesen Augenblick habe ich ihn gesprochen, er ging gerade an der Küche vorüber; ich fragte ihn noch, wohin die Gräfin gefahren wäre; er sagte, gestern Abend wäre sie in's Bad gereist.“

„Jawohl und der Graf glaubt das auch. Trotzdem ist das ein Schwindel! Die Gräfin ist nicht in's Bad gefahren, sondern mit dem Baron Hagerburg durchgegangen.“

„Immer dachte ich, daß das 'mal solch' Ende nehmen wird,“ meinte die Köchin.

„In einem fort hörte man in der Wohnung des Oberpräsidenten das Säbelgerassel der vielen Offiziere, aber welcher war denn der Baron Hagerburg?“

„Der hohe, rothe Blatternarbig,“ erklärte der Diener.

„Komischer Geschmack!“

„Ja, meine Liebe der Geschmack der Herrschaft ist anders als der von Unfernein.“

„Gehen Sie, Johann, und sehen Sie sich in der Küche des Oberpräsidenten um. Wenn Sie Etwas erfahren haben, so kommen Sie und erzählen es uns.“

Nach dem Mittag traf Johann den Stephan im Vorzimmer.

„Na, schön sind wir dran, Kamerad!“

„Wieso sind wir schön dran?“

„Die gnädige Frau Gräfin ist doch durchgegangen.“

„Aber faheln Sie nicht! Sie ist in's Bad gereist.“

„Gesoppt hat sie ihren Mann, wie auch Euch. Sie sagte: Ich reise in's Bad; doch auf der Station erwartete sie der häßliche Rothe, der Baron Hagerburg, dann reisten sie zu Zweien in die weite Welt.“

„Woher weißt Du's? Hast Du's gesehen?“

„So ungefähr, als ob ich's gesehen hätte. Es ist sicher so.“

„Teufel! Das muß ich der Kammerjungfer erzählen, die wird wissen, was wir thun sollen. Der Graf ist nicht zu Hause, er ist in Wien.“

Nach Verlauf einer Minute wußte die Kammerjungfer der Gräfin, nach zwei Minuten die ganze Dienerschaft, daß Ihre Gnaden, die Frau Gräfin, durchgegangen ist.

In fünf Minuten war das ganze Präsidialgebäude in Aufregung, die Leute liefen hierhin und dorthin, und klüfternd und geheimnißvoll ging die interessante Neuigkeit von Mund zu Mund: Die Gräfin ist durchgegangen!

Nach sieben Minuten erzählte man diese Neuigkeit schon auf dem Nachbar-

hofe; dort wurde gewaschen, und in heller Aufregung unterhielten sich die Wäscherinnen darüber, daß die Frau des Oberpräsidenten, die Gräfin, durchgegangen sei.

Und wer nach Verlauf von zehn Minuten in dem Städtchen noch nicht wußte, daß die Gräfin durchgegangen war, der durfte nicht darauf Anspruch erheben, zur städtischen Intelligenz gezählt zu werden. Nach fünfzehn Minuten trafen sich zwei taubstumme Bettler auf dem Marktplatz. Schon von Weitem erzählten sie sich mittels ihrer Zeichenprache die Neuigkeit.

Ganz öffentlich wurde dann allgemein auf das Bestimmteste versichert, daß die Gräfin durchgegangen. Auf dem Bahnhofe erhielten die Durchreisenden, die ihre Köpfe aus den Coupes stekten und die dort Herumschlendern nach Neuigkeiten fragten, als Antwort die letzte interessante Nachricht, daß die Gräfin, die Gemahlin des Oberpräsidenten, durchgegangen sei. So wurde die alarmirende Nachricht auf Flügeln des Dampfes weiter in die Hauptstadt getragen.

Indessen war nicht soviel Zeit vergangen, daß Fräulein Magarethe den Rest des ihr noch von Rechts wegen zukommenden Seitenquantums durchgelesen hätte.

Die Mama fädelte von Neuem ihre Nadel ein, blickte dabei wiederholt ungeduldig nach dem Buch und warf schließlich die Handarbeit nervös bei Seite.

Plötzlich wurde die Thüre sehr geräuschvoll geöffnet und geschlossen; der Unterpräsident trat ein, ganz außer sich vor Aufregung. „Habt Ihr schon die schreckliche Nachricht vernommen?“

„Was denn? Welche?“

„Also Ihr sitzt hier noch ruhig zwischen Euren vier Wänden und ahnt noch nicht, was geschehen ist?“

„Was denn, um Gottes willen?“

„Die Gräfin ist durchgegangen.“

„Unmöglich!“

„Gewiß, es ist so!“

„Mit wem denn?“

„Mit jenem dummen Offizier, mit dem Affen, dem Baron Hagerburg; ihrem Manne hatte sie dasselbe gesagt, wie uns Allen, daß sie in's Bad gehe, und mit dem Abendzuge ist sie abgereist. Schon auf der Station erwartete sie der Baron und der Diener des Oberpräsidenten hat mit eigenen Augen gesehen, wie sie zusammen in ein Coupe stiegen. Natürlich reisten sie nicht in der Richtung des Badeortes, sondern mit dem Wien-Berliner Schnellzuge. Wer weiß, wo sie jetzt bereits sind! Der Oberpräsident ist, wie Ihr wißt, jetzt in der Hauptstadt und weiß von alledem noch gar nichts.“

„Vielleicht bringt Du's ihm schonend bei.“

„Der Teufel, soll sich in solche schmutzigen Familien-Angelegenheiten mischen!“

„Großartig,“ rief Fräulein Magarethe, „da soll noch Jemand sagen, Ponson du Terrail schreibe unwahrscheinlich! Seht! in diesem Roman las ich einen ganz ähnlichen Vorfal. Das ist fast zu wunderbar! Ein Graf betet seine Frau an, da kommt ein Baron dazwischen, und die Gräfin geht mit ihm durch ...“

Während die ganze Welt so sprach, streifte der Oberpräsident mit seiner schönen Frau in größter, innigster Glückseligkeit in den Tannenwäldern des Badeortes \*\*\* umher. Der verliebte Gatte war von Wien aus geradewegs seinem lieben Frauchen nach \*\*\* vorausgeeilt, und die spätere Eintreffende bei ihrer Ankunft zu überraschen.

Baron Hagerburg exerzirte fast zu gleicher Zeit draußen in der Kaserne mit seinen vierschrittigen Dragonern.

Parirt.

Professor med.: „Über mein Lieber, wann endlich werden Sie sich das ewige Pumpen abgewöhnen?“

Studios med.: „Herr Professor, erst gestern haben Sie in Ihrer Vorlesung gesagt: das Herz ist ein Pumpapparat; und sehen Sie, ich bin nun 'mal so ein Herzensmensch!“

Seemannswitz.

Dame: „Herr Kapitän, wie weit sind wir noch vom Lande?“

Kapitän: „Ungefähr zwei Seemeilen.“

Dame: „Man sieht doch aber gar nichts, in welcher Richtung liegt denn Land?“

Kapitän: „Direkt unter uns, Gnädige.“

Im Vertrauen.

Bantier (zum neuen Kassier): „Wenn Sie vielleicht einmal Lust haben sollten, mit der Cassa durchzugehen, so sagen Sie mir's! ... Ich geh' auch gleich mit!“